

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 13.

Posen, den 9. Juli 1927.

Nr. 13.

Copyright by Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

## Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

12. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Da beschloß sie, zu fliehen, vor Thomas und — vor sich selbst. Und in diesem Entschluß wurde sie noch bestärkt durch etwas, das sie an diesem selben Morgen erlebte und das ihr den Abgrund zeigte, an dem sie mit geschlossenen Augen hingegangen war.

Sie wollte Judith um eine Auskunft bitten und suchte sie zu diesem Zweck im ganzen Hause. Zuletzt klopfte sie auch an der Eheammer, und da sie nicht sogleich Antwort bekam, öffnete sie sacht die Türe ein wenig und schaute hinein.

Die Betten waren noch nicht gemacht, obgleich es heller Morgen war. Auf der niederen Kleidertruhe kauerte Judith und hatte eine Schachtel auf den Knien. Ihre Augen flackerten wie im Feuer, die Lippen waren halb geöffnet. Sie spielte mit Uhren, die ganze Schachtel war voll, es waren wohl gegen hundert Stück. Sie hatte sie alle aufgezogen, so daß sie lebten, gleich hundert schlagenden Herzen. Als Margrit hereintrat, erschrak sie sichtlich und breitete die Arme über die Schachtel, als wolle sie ihren Inhalt verbergen. Aber dann sah sie, daß es zu spät dazu war, und fragte scharf: „Was willst? Ist man nit einmal da vor dir sicher?“

„Judith, wem gehören die Uhren?“ fragte Margrit bang.

„Thomas hat sie für jemand besorgt.“

„Geschmuggelt?“

„Ja. Aber deshalb brauchst du dich nit aufs hohe Roß zu setzen. Bist doch auch eine Schmugglerstochter wie ich.“

„Judith, weiß du nit, wie der Vater ums Leben gekommen ist? Es ist kein Segen bei der Sach!“

„Thomas hat immer Glück dabei. Drum ist er doch der Schugglerkönig.“

„Bis er erwischt wird und als Verbrecher dasteht!“

„Geschwollene Worte! Als ob's so ein großes Verbrechen wär', den Staat um ein paar Groschen Zoll zu pressen!“

„Wenn sich's nur um ein paar Groschen handelt, warum tut er's denn und warum redst du ihm dazu?“

„Damit er wieder wird, was er war, ehe du ihm den Kopf verdreht hast. So wie damals, als er aus dem fahrenden Zug gesprungen ist, als sie schon gemeint haben, sie hätten ihn. Damals hab' ich gewußt, der oder keiner wird dein Mann. Denn daß du's nur weißt, grad so mag ich ihn, grad so ist er mir recht.“ Damit erhob sie sich, öffnete die Truhe, auf der sie gesessen hatte, und barg die Schachtel hinein.

„Wenn sie dann Haussuchung halten, schauen sie da drin zuerst,“ sagte Margrit höhnisch.

„Da könntest recht haben. Aber wohin damit?“

„Aus dem Haus, so schnell als möglich.“

„Heute nacht werden sie abgeholt.“

„Noch schlimmer. Was drei wissen, ist kein Geheimnis.“

„Du redest wie eins vom Fach!“

Schmerzlich zuckte Margrits Mund. „Hast ja selbst gesagt, daß ich Schmugglertochter bin wie du. Ueberhaupt, mach damit, was du willst, was geht's mich an.“ Und rasch verließ sie das Zimmer.

In ihrem Stübchen erst kam es ihr zum Bewußtsein, daß sie unwillentlich Teilnehmerin an einem Verbrechen geworden war, und der Schrecken kroch ihr durch die Glieder. Wo stand sie? Was griff nach ihr und wollte sie in den Abgrund ziehen? Nein! Nein! Nein! Sie wollte nicht! Sie stemmte sich!

Fort! Das war die einzige Rettung. Fort, so rasch als möglich. Gleich morgen schon. Der Lehrer würde es ja verstehen, warum sie hier nicht bleiben konnte. Und vielleicht konnte er ihr raten und helfen, sich irgendwo durch redliche Arbeit ein Plätzchen im Leben zu erobern. Sie zog die grüne Lade hervor und begann mit fliegenden Händen ihre Sachen hineinzupacken. Nur Thomas mußte sie vorher noch einmal sehen, und zwar allein. Sie wollte ihm mitteilen, warum sie ging, und wollte ihn bitten, dem gefährlichen Handwerk zu entsagen.

Mehrere Tage suchte sie vergeblich, ihn allein zu sprechen. Eines Morgens aber erfuhr sie, daß er in die Stadt gegangen sei und gegen Abend zurückkomme. Da ging sie ihm in der Dämmerung entgegen. Sie wußte, daß er mit Vorliebe die alte Römerstraße wählte und die breite Allerweltsstraße gern vermied. Da oben im Wald also würde sie ihn wohl treffen.

Langsam schritt sie unter den Buchen hin. Das Gras war schon naß vom Tau, und die Nachtvögel wurden wach und huschten mit lautlosem Flug durch die Lüfte. Es war doch etwas Gutes, was sie wollte. Sie wollte ja nur Thomas bitten, von dem schlimmen Weg zu lassen, den er eingeschlagen hatte. Warum klopfte trotzdem ihr Herz so, als ob sie auf verbotenen Pfaden ginge? Warum spähte sie so scharf durch die Stämme nach seiner Gestalt, und warum strömte ihr siedend das Blut zum Herzen, als sie ihn endlich erblickte?

Er blieb vor ihr stehen, und seine Augen glitzerten, als er auf sie nieder schaute. „Wohin des Weges, Margritli?“

„Zu dir hab' ich wollen. Ich muß dir was sagen.“

Er schaute sich rasch nach allen Seiten um. „Komm hier ins Gebüsch,“ sagte er leise. „Es soll dich niemand um die Zeit allein mit mir im Walde sehen.“

Die Knie zitterten Margrit, als Thomas sanft den Arm um sie legte und sie in die schattende Walddämmerung führte. Er war aber behutsam mit ihr und wies ihr einen moosigen Baumstumpf zum Sitzen an, während er vor ihr stehen blieb.

„Also sagen hast mir was wollen — ja, mit uns ist's weit gekommen, daß wir in den Wald müssen, um einmal ein vernünftiges Wort miteinander reden zu können, ohne daß der eifersüchtige Satan uns auseinander jagt.“

„Thomas,“ sagte sie mit klopfenden Pulsen, „ich muß fort. Es ist das Beste für alle, wenn ich geh'. Aber vorher will ich dich noch um was bitten. Kniefällig bitten tu' ich dich, Thomas: Laß das Schmuggeln sein!“

„Das war's nur, was du mir hast sagen wollen? Das kann ich alle Tage von der Mutter hören, wenn ich will. Das ist weiter keine geheime Angelegenheit!“

„Du wirst ins Elend kommen und uns alle mitreißen!“

„Wenn du fort bist, schiert's dich ja nimmer.“

„Doch, o doch, Thomas! Die ganzen Nächte muß ich denken: jetzt ist er unterwegs, und sie lauern ihm auf. Und wenn's finster ist und der Wind geht, kann ich nicht schlafen und muß an alles denken, was geschehen könnte. Ich seh', wie du aus dem Zug springst und die Räder über dich weggehen und du liegen bleibst und verblutest. Oder ich seh' dich von den Grenzausssehern gepackt und wie einen Verbrecher abgeführt.“

Tief beugte er sich zu ihr nieder und flüsterte: „So Angst hast um mich, Margritli?“

„Ja, Thomas.“

Er richtete sich auf. „Ich kann's nit lassen, Margrit. Schau, es ist mir nit wegen dem Verdienst, es ist mir wegen dem Pläsier, das ich dabei hab'. Vielerlei Wege gehen durch den Wald, und nit überall können die Grenzer auf einmal sein. Das austundschaften, und ihnen grad dann eine Nase drehen, wenn sie meinen, diesmal könnt's ihnen nit fehlen, das ist ein Hauptspäß! Gerade so ein Leben am Abgrund hin, zwischen Tod und Gold, das ist mir eben recht. Was hab' ich denn daheim? Ein Kind, das nit mein ist, und — wer sagt mir denn, daß das Brennele mein Fleisch und Blut ist? Oder ob mir's Judith noch einen Bankert in die Eh' gebracht hat? Ich hab' einen Haß aufs Judith, und nur, daß ich das Elend daheim vergess', geh' ich nachts fort.“

„Die Mutter sagt, du seist schon vorher gegangen.“

„Früher hab' ich's nur wegen dem Geld getan.“

„Das hättest jetzt nimmer nötig.“

Er schüttelte den Kopf. „Daß es gut sein, Margrit, die Bitt' kann ich dir nit erfüllen. Es gäb' nur eins, was mich vom Schmuggeln abbringen könnte, und das ist etwas Unmögliches.“

„Was ist es?“ fragte sie ihn mit einer fernen Hoffnung.

„Das kann ich dir nit sagen. Aber eins weiß ich, wenn ich dich früher gesehen hätt', Margrit, dann hättest du einen andern Menschen aus mir machen können. Du hättest es fertig gebracht, mich zu halten. Das weiß ich, seit dem Tag, wo du ins Haus kommen bist. Da ist mir's gewesen, als ob ein Licht in mir aufgegangen ist, an selbem Ostermorgen im Wald, wo du gesagt hast: „Gut sein muß man, dann ist alles leichter.“ Ich hab's auch versucht und hab' gemeint, ich spür' es schon, wie es mich froh macht. Es ist aber alles Schwindel gewesen. Jetzt weiß ich, daß ich nur froh war, weil ich dich zu lieb gehabt hab' damals schon. Du brauchst gar nit so zusammenzufahren oder gar Angst vor mir zu haben, Margrit. Ich tu' dir nit. Da bist du mir viel zu schad' dazu. Ich rühr' dich nit an. Ich zieh' meinen Karren schon allein weiter, verfahren ist er doch schon. Darum ist's auch ganz gleich, ob mich mal eine Kugel von einem Grenzer trifft. Was ist dann viel verloren? Ein verpfushtes Leben weniger auf der Welt!“

Eine schwere, schwere Frage stieg in ihr auf. Sie kämpfte sie nieder. Aber sie war stärker als ihr Wille. Gepreßt kam es von ihrem Mund: „Was ist das Unmögliche, das dich von deinem schlechten Weg abbringen könnte?“

„Wenn du — von selbst zu mir kämst. Wenn du mich lieb hättest wie ich dich. Dann wüßt' ich nit, was ich dir zuliebe nit tun oder lassen könnt'.“

„Du weißt, daß es nit sein kann.“

„Ja. Aber, dann laß mich tun, was ich tun muß. Und noch eins, Margrit. Es ist dann wirklich besser, du gehst. Denn schau, ich bin toll, verrückt bin ich vor Lieb' nach dir, und wenn du bleibst, steh' ich für nit. Kann sein, ich reiß' dich einmal an mich mit Gewalt.“ Er hatte keuchend gesprochen, die Leidenschaft schüttelte ihn, wie der Sturm die Bäume biegt. Es war wie in

ihrem Traum. Eine Seligkeit ohne Gleichen war in ihr und ein dunkles, süßes Brausen in ihrem Blut.

Gleichzeitig aber mußte sie: „Jetzt muß ich gehen. Noch diese Minute.“ Sie war verloren, wenn sie blieb, hier half nur Flucht. Und sie erhob sich mit schweren Knien. —

Er rührte sie nicht an. Aber sein Gesicht so nahe dem ihren, seine Augen — so fordernd, so flehend, so befehlend in den ihren ruhend — hielten sie mit unflüchtbaren Banden. — —

Wie es dann geschehen war, wußte Margrit später nicht mehr. Sie lag in seinen Armen, erstickt von seinen wilden Küssen. Ein Feuerstrom einte sie. Da half kein Ringen und Wehren mehr. Sie war ihm verfallen mit Leib und Seele. Schuld und Treubruch waren nur noch Worte ohne Sinn. Ueber Gesetz und Gelübde hinweg riß es sie zueinander zu einer flammenden Hochzeit mitten im tiefdunklen Wald.

7.

„Also nun ist's geschehen,“ dachte Margrit, als sie in dieser Nacht wach in ihrem Bette lag. „Nun bin ich genau so schlecht und verloren wie meine Schwestern. Dem Judith hab' ich den Mann gestohlen und dem Brennele den Vater. O Gott, besser wär's gewesen, ich wär' nie daher gekommen. Wär' ich doch droben auf dem Wald geblieben bei dem Lehrer und wüßt' nit von allem, was einen hier unten quält! Und doch, du — o du! Kam' wieder alles, wie es kam, ich könnt' nit anders tun, als ich getan hab'. Wie ist's möglich, daß man einen Menschen so liebhaben kann. So, daß man Ehr' und Treu' und Pflicht vergißt, als wäre es gar nichts! Dem Firnhalter kann ich nun nie mehr unter die Augen treten. Mein Licht ist ausgelöscht. Nein, es ist ein Feuer worden, das alles verbrennt, mich und den Thomas und 's Judith und alle. O Gott, ich wollt', ich wäre tot. Wie kann man leben, wenn man so was auf dem Gewissen hat. Und das ist das Aergste, daß ich nun vorm Judith die Augen niederschlagen muß. Sich schämen müssen vor so einer! — Die Mutter wird wohl weinen, wenn sie einmal inne wird, was mit mir ist. Nun ist es doch so, daß sie einmal dem Herrgott sagen muß: „Alle sieben hab' ich verloren!“ Thomas hat gesagt, daß ich morgen zu ihm in den Wald kommen muß. Ob ich nit lieber fort geh', morgen in aller Herrgottsfrüh? Aber wohin? Ueberall wäre ich elend, wo der Thomas nit ist. Ich muß zu ihm, ich muß, ich muß! Du, o du, sterben könnt' ich für dich! Aber leben ohne dich, das kann ich nit!“

(Fortsetzung folgt.)

### Kasimir liebt.

Von Herbert von Goerner.

Die Stadt feierte etwas Hundertjähriges. Beethoven war es nicht. Vielleicht auch war es etwas Zweihundertjähriges. Darauf kommt es hier nicht an. Ein Festzug war geplant. Es muß doch etwas Musikalisches gewesen sein, denn der Festzug sollte „Das Lied“ darstellen. Das Volkslied, das Minnelied, das Kriegslied. Da durfte auch das Kirchenlied nicht fehlen. Das heilige Cäcilie auf himmlischem Thron, umgeben von musizierenden Engeln. Auch ein Posaunenengel war dabei, und der hieß Ella.

Kasimir liebte Ella. Wann hätte Kasimir nicht geliebt? Diesmal aber war es besonders unglücklich. Ella war nicht hundertjährig, o nein. Sie war damals vielleicht sechzehn. Das ist ein gefährliches Alter für ewige Jünglinge.

Kasimir stand den Veranstellungen des Festzuges fern und war zu schüchtern, sich um eine Rolle darin zu bewerben.

Also sann er darauf, wie er als schlechter Zuschauer dem Kirchenliede, das heißt dem Posaunenengel, das heißt Ella, seine Guldigung darbringen könnte. Kasimir wollte immer der Regisseur seines Glückes sein. Das geht meistens fehl. Er legte es einer ihm befreundeten Familie nahe, ihn zu dem Festtage einzuladen. Auf den Balkon des Hauses hatte er es abgesehen, dort mußte der Festzug drunter durchkommen. Bei einem Gärtner der Stadt bestellte er ein Rosenkränzchen.

Von dem Balkon aus (zweiter Stock) wollte er her darunter durchziehenden Ella das Rosenkränzchen aufs Haupt werfen. Kein leichtes Vorhaben.

Wich weichte er ein. Ich sollte ihm behilflich sein, den Wurf zu üben. Er wohnte in einem Hinterhause, möbliert. Das Fenster seines Zimmers sah auf einen bösen kleinen Hof, auf dem, wenn nicht gerade Teppiche geklopft wurden, nie ein Mensch sich

aufsteht. Hier spielen keine Kinder. Selbst die Katzen mieden den trostlosen Ort. Das war für unsere geheimnisvollen Vorbestimmungen der rechte Platz.

Aus Draht und Papier hatte er ein Gebilde angefertigt, das dem besten Rosenkranzchen in Größe und Gewicht gleichen sollte. Ein langer Faden war daran befestigt, zu dem Zweck, daß er nach jedem Wurf den Reif wieder zu sich emporziehen konnte. Er stand am Fenster, ich ging über den Hof. Er warf den Kranz nach mir. „Du mußt langsamer gehen“, sagte er. „Versetz dich in das feierliche Tempo eines Festzugswagens.“ Ein paar mal glückte es ihm beinahe, mein Haupt zu treffen. „Es wird schon gehen“, meinte er. Tolls Schuß war eine Kleinigkeit dagegen.

Der Tag der Jahrhundertfeier brach an. Wir bezogen unseren Balkon. Natürlich waren wir da nicht allein. Die Familie hatte mehrere Töchter. In Gegenwart junger Damen war Kasimir immer etwas befangen. Das bestellte Rosenkranzchen war ganz nach seinem Wunsche ausgefallen, weiße und rote Rosen gemischt. Er flüsterte mir zu, ich sollte nichts verraten. Die jungen Damen scherten.

Die Stadt war festlich geschmückt. Fahnen wehten von den Dächern. Ueber die Straße waren Girlanden gespannt. Auf den Bürgersteigen drängte sich erwartungsvolles Volk. Schutzleute hielten die Mitte der Straße frei. Musik erscholl. Die Herolde wurden sichtbar. Der Festzug kam heran.

Kasimir hatte für nichts Aug und Ohr als nur für das Kirchenlied. Es war der dritte Wagen. Die Glocken läuteten.

Vorher hatte er zu mir die Beforgnis geäußert, ob nicht die Heilige Cäcilie den Rosenkranz auf sich bezöge. Er konnte sie nämlich nicht leiden und fand es empörend, daß man ihr die Rolle zugeteilt und nicht Ella, die doch die Schönste war. Rosaunen- engel — so etwas Untergeordnetes! Mit dem Wurf also nur nicht die Falsche treffen!

Dem Wagen voraus schritten zwei Pagen in himmelblauen Kleidern. Zwei weiße Kasse zogen ihn. Als Reiter sah ein gepanzerter Cherub auf dem Bod. Hinter dem Cherub thronte erhöht die Heilige, Harfe spielend, umlagert von den Engeln mit ihren Instrumenten. Der Wagen strahlte in Blau und Silber. Die Gewänder der Engel waren weiß. Ella stand mit ihrer Rosaune so, daß wir sie von vorne sahen und auch sie uns sehen konnte. Sie blickte aber leider nicht auf — obwohl ich, um Kasimir zu helfen, laut ihren Namen rief. Für einen Engel benahm sie sich recht ausgelassen. Wo sie unter den Zuschauern einen Bekannten erblickte, hob sie die Rosaune und blies ihn mit einem fürchterlichen Ton an.

So sahen wir sie nahen. Und, o Glück! Sie sahen auch uns bemerkt zu haben, jedenfalls richtete sie die Rosaune gegen uns.

Das war der Moment. Kasimir hob den Kranz, zielte, zögerte noch einen Augenblick — und da geschah etwas. Mit einem wütenden Peitschenhieb trieb der Cherub die himmlischen Kasse zu plötzlichem Trabe an. Die würdig schreitenden himmelblauen Knaben sprangen, um nicht überfahren zu werden, erschreckt vorwärts. Das ganze Kirchenlied fiel aus dem Abagio ins Allegro. Die Heilige Cäcilie schwankte bei diesem Tempowechsel gefährlich auf ihrem Thron. Die Engel freischien. Zum Glück fiel niemand herunter. Kasimirs Kranz schwebte durch die Luft.

Kasimir, alle Sinne nur auf das eine Ziel gerichtet, sah seine Ella beschleunigt davonfahren und wußte nicht, warum. Auch meine Aufmerksamkeit war durch sein Vorhaben so gänzlich in Anspruch genommen, daß ich erst hinterher begriff, in welcher Gefahr die himmlischen geschwebt hatten. Nur die Geistesgegenwart ihres lenkenden Cherubs hatte sie vor dem Zusammenstoß mit einer sehr irdischen Macht bewahrt.

Ein Bierwagen nämlich, im Programm des Tages nicht vorgesehen, war von der Querstraße her in den Festzug hineingefahren. Der Kutscher, ein dicker Mann mit rotem Gesicht, hatt die wildgewordenen Säule nicht aufhalten können. Und hätte der Cherub nicht sein Flammenschwert, das heißt eine ganz gewöhnliche Fuhrmannspeiße, schnell gebraucht, die Kasse anzutreiben, die Deichsel des schweren Bierwagens wären dem Kirchenliede in die Flanke gefahren. So kam es gerade noch an der Gefahr vorbei.

Das Publikum war auseinandergestoben. Beherzte Männer in Zylinderhüten sprangen herzu, als die wilden Säule sich schon beruhigt hatten. Der Bierwagen mit tollenden Fässern kam quer über dem Fahrweg zum Stehen. Der nächste Wagen des Festzuges hielt. Um die aufgefahrenen Hindernisse stautete sich der Strom der Fußgänger. Schutzleute waren zur Stelle. Der Reiter des Bieres wurde gescholten. Und schließlich, da die Querstraße nach unserer Seite hin keine Fortsetzung hatte und der Wagen nicht gegen den Strom anfahren konnte, blieb nichts anderes übrig, als das Bier in den Festzug einzureißen.

Und da zeigte sich das Wunderbare: Kasimirs Rosenkranzchen, als hätte ein Teufel es in der Luft festgehalten, um es erst in einem ironischen Augenblick fallen zu lassen, befand sich jetzt nachdem die Aufregung vorüber war, in den Händen des Bierkutschers. Der rundliche Mann betrachtete es grinsend, kummerte sich weiter um kein Geschrei, nahm seinen Hut vom Kopf und krönte seinen blanken Schädel mit den Rosen. So lenkte er, ein alter Silen, in den Festzug ein.

„Das Trinklied!“ riefen die Leute begeistert.

Ich wagte kaum, in Kasimirs Gesicht zu sehen, so sehr fürchtete ich seine Enttäuschung. Aber dieser große Philosoph hatte seine Ruhe schon wiedergefunden oder vielleicht gar nicht erst verloren.

„Da steht man es wieder“, sprach er sinnend, „wo ein Wurf der Liebe fehlgeht, da entsteht immer etwas — manchmal ein Kunstwerk.“

Und wir gingen hin und feierten — das Trinklied.

## Weekend des kleinen Mannes.

Von Karl Otten.

Samstag mittag . . . das ist die Zeit, Elle und Federhalter hinzuzuerzelen mit besonderem Schwung und die Flucht ins Grüne zu ergreifen. Gute Sitte, Gesundheit und die Suggestion verlangen es so vom modernen Menschen. Wer am Sonnabend weiterschuftet, mit dem ist etwas nicht in Ordnung, der macht Kanterott.

Besteige dein Bos, kleiner Mann, das dir immer noch ein Auto vorenthält. Aber ein Gott gab allen den Autobus, Sei gegrüßt, schaukelnder Mammot, Schiff der Asphaltwüste. Wie kühl ist es auf deinem Rücken, welche Illusionen tropischer Seereisen umtriebelen meinen Magen. Für wenig Groschen gondelst du eine Stunde hoch über allem Staub, und des Schaffners Ruf am Ziel klingt den Jehntausend wie Thalassa!

Jeder Reisende ins Weekend trägt unterm Arm die Aktienmappe. Reste des Stenogrammbestes, Veneale und Kontobücher verkrümeln sich scheu in eine Falte. Alles andere . . . unvorstellbar lustige Stillleben: Eine Schwimmhose, ein Handtuch, Stullen, eine Thermosflasche mit Tee, eine Wolldecke, ein Expando, Springleine oder die bunte Gummihaut eines Balles, alles das kraxelt gottlos die sonst so ernste, magere Tasche zu einem prallen Sack.

Und nun stürzt jeder zu seinem Lieblingsplatz . . . auf seinen Flecken Gras, an seinem Baum, zu seinem Quadratmeter Sand. Die Erde verschwindet unter den Kleidern und Hüten und die Natur unter den Leibern. Allen aber gehört gemeinsam der Blick durch den Dunst der Wochentage über die endlosen Seen, die geschickt sind von braunen Leibern, umtänzelt von rosablauen Segeln. Wir schwören, daß es sogar Delphine in diesen zarten Fluten gibt.

Aber sehen wir das wirklich? Zunächst liegen alle platt, reglos auf der Erde, betäubt von tiefer, unbezahlter Gedankenlosigkeit. Man atmet alle Weltkräusel, alle Börsengeheimnisse, Politik und Wohnungsnot zum Halse heraus. Und schludt Sonne, Staub, Hitze und Feuchtigkeit, bis der gerechte Ausgleich die Stulle noch reizvoller macht als die Natur ringsum. Viele allerdings müssen sich damit begnügen, Halme zu fäuen oder an Kienäpfeln zu knabbern. Beginnt das Tier in uns so schnell lebendig zu werden, das ewig schlummern muß, weil es Schreibmaschinen und Rechenschieber für unüberdäulich erkannte? Oder ist es ein symbolischer Akt inniger Verschmelzung, Bemählung mit der Natur, um sie ganz innen, biter, roh und unverfälscht zu schmecken. Ästhetische Hochstiler, die nur an Samstagen ihren Besten trönen können.

Wir sind ein ganzes Volk von Wilden mit unsichtbaren Stehkragen und liegen im Sande und pfeifen auf das Bambusrohr des Chefs. Wir sind alle nackt bis auf den Leinwand, den viele wie einen Smoking tragen. Das ist schon so wie Abenteuer. Kleidung bedeutet ja Bureau, Wochendienst, Etikette. Wie komisch wirkt so ein nackter Weekender, der sich verbeugt. Man sieht die Mechanik der Höflichkeit vom Skelett produziert und ist abgestoßen von der Häßlichkeit solcher Manieren, die lediglich ein Zivilist bestützen kann. Wir aber sind die hellenische Garbe! Undächtig versinken wir in unsere schweigende Leere, die Spannung und Verlegenheit zugleich ist. Was sollen wir jetzt beginnen, ohne Taschen, ohne Tische, ohne Telephon und Kino? Vielen von uns wird die Natur unerträglich. Sie beginnen umherzutrabern wie Pferde oder Kletterer auf die Bäume. Wie sie die Zähne fletschen und mit den langen Armen von Ast zu Ast greifen, unartikuliert Laute ausstoßen.

Und ehe das Auge die schier unermeßliche Ferne ganz austrank, trübt sich der Himmel orange, grün und blau. Nacht kriecht mit gerunzelten Brauen über die Wipfel. Die Hügel beginnen zu zittern unter den Füßen der Sportler, die jetzt trainieren müssen, den Expando reizen, springen und rad schlagen.

„Wir müssen noch die Übung fünfzehn durchnehmen; mein Schatz.“ sagt eine Frau mit erster Stimme zu einem Mann. Hurtig legt er sich auf den Rücken und beginnt die Füße langsam zu heben, bis sie hinter dem Kopf den Boden berühren. Kritischen Blicks verfolgt sie das Tempo und hart erschallen ihre Kommandos durch den von Menschen gelichteten Wald. Die Natur macht Feierabend und läßt die Rolläden herab.

Grüßend kleiden wir uns an. Sterne mislern bereits über den schwarzen Fronten der Wälder. Unten am Wasser gibt es alte Aneipen, wo wir uns zur Feter ein Bier fäuen. Lichter flammen auf und ertrinken im Wasser gleich silbernen Säulen. Unser Venedig! Zur Rechten überquert die Heerstraße als gewaltige Brücke die ganze Nacht und den See. Was ist das? Aus der Ferne bricht ratternd mit glühenden Augen ein Flugzeug vom Land über uns dahin, noch eins und wieder eins, ganze Geschwader gehen in die Sterne . . . bis ich begreife, daß es die Autos der anderen sind, die bis in die Nacht arbeiteten und rechneten und jetzt ihren Weekendpässen mit Jazz und Radio zueilen, um sich vom Betrieb zu erholen.

## Scherz beiseite.

Der Autobus ist sehr voll, denn es regnet. Eine kräftige Dame macht sich mit den Ellenbogen Platz, dann sagt sie zu dem Schaffner: „Zwei Fahrscheine, bitte! Einen für mich und einen für meinen Mann, der auf dem Dach des Autobus sitzt.“

„Kann sich Ihr Mann die Karte nicht selbst lösen?“ fragt der Schaffner. „Woher soll ich wissen, wie Ihr Mann ausfieht?“

„Unerhört!“ schreit die Dame, „ich beschwere mich bei der Direktion, wenn Sie nicht sofort . . .“

„Ach so“, sagt der Schaffner höflich, „entschuldigen Sie, Gnädigste, jetzt kann ich mir schon ungefähr vorstellen, wie Ihr Herr Gemahl aussehen muß.“

„Ach, Sie brauchen sich gar nicht zu fürchten“, sagte der Filmregisseur zu dem Schauspieler. „Sie legen sich einfach in das Bett und tun, als schliefen Sie. Einige Minuten später bringen die Männer den Löwen und legen ihn neben Sie in das Bett.“

„Was, einen Löwen zu mir ins Bett?“ schrie der Schauspieler. „Niemals!“

„Ach was“, sagte der Regisseur, „das ist doch nur ein Filmlöwe, der Ihnen nichts tun wird. Der ist überhaupt nur mit Milch aufgezogen worden.“

„Ich auch“, sagte der Schauspieler misstrauisch, „aber nachher habe ich doch an Fleisch Geschmack gefunden.“

„Oh, wie freue ich mich, Sie zu sehen“, sagte der Herr Professor. Wie geht es denn Ihrer Frau Gemahlin?“

„Ich bin doch nicht verheiratet!“ sagte der Besucher.

„So, so“, sagte der Professor, „dann ist Ihre Frau Gemahlin wohl auch noch ledig?“

Der Revolverjournalist hatte einen neuen Laufjungen. Er war sehr gelehrig. Eines Tages kam der Revolverjournalist in sein Büro. „Es war einer da“, sagte der Laufjunge, „der hat gesagt, er komme, um Sie windelweich zu prügeln. Aber ich habe ihm gesagt, was Sie mir eingeschärft haben, zu sagen, wenn Sie nicht da sind: Es tut mir furchtbar leid, aber leider ist der Herr Doktor eben ausgegangen!“

Besucherin: Wenn Heinz und ich heiraten, werden wir drei Dienstmoten haben.

Junge Hausfrau: Du wirst wahrscheinlich dreihundert haben, meine Liebe, nur nicht alle auf einmal.

Rarin: Sie sind weiß Gott nicht gerade begehrenswert, wissen Sie! Nur ganz wenige nette Mädchen würden Sie heiraten.

Frank: Oh, ganz wenige wären ja schließlich auch genug.

Zwei junge Leute treffen sich abends im Klub. „Das ist aber ein feiner Anzug, den Du heute trägst“, sagt der eine. „Willst Du mir nicht die Adresse Deines Schneiders sagen?“

„Mit Vergnügen“, war die Antwort, „wenn Du mir versprichst, ihm nicht die meine zu verraten.“

Rose trat aus dem Haus. Sie sah besonders reizend aus in dem lavendelfarbenen Vatistkleid und Hut.

„Ach, alles trägt jetzt Lavendel“, sagte geringschätzig ihre Freundin. „Warte, bis Herr Weiß Dich darin sieht.“

„Gewiß warte ich“, antwortete Rose gelassen; „er liebt Lavendel auch.“

„So? Deshalb trägst Du es wohl?“

„O nein!“ lachte Rose; „deshalb liebt er es.“

Bertha, das neue Küchenmädchen, hat ein englisches Magazin entbeut und schlägt nun eifrig die Seiten um — da sie den Text ja nicht lesen kann, sucht sie die Bilder. Eins davon scheint Eindruck auf sie zu machen, so daß sie sogar wagt, die gnädige Frau zu fragen, wer die Frau auf dem Bilde ist.

„Das ist die Königin Elisabeth“, bekommt sie zur Antwort.

„Was?“ ruft Bertha da voller Erstaunen. „Mein Himmel, was für eine einfache Frau! Nein, was für eine häßliche Frau! Gott, gnädige Frau, die sieht doch auch nicht besser aus als Sie.“

Sie (während des Tanzens): „Glauben Sie, daß der Jazz bald stirbt?“

Er: „Ich weiß es nicht, aber es klingt so, als ob er fürchterlich litte.“

Peter: „Komm her, laß mich Deine Hand schütteln, alter Anker! Heute ist also der glücklichste Tag Deines Lebens!“

Fred: „Du hast Dich etwas verfrüht, lieber Freund. Morgen werde ich erst heiraten.“

Peter: „Das meinte ich ja. Deshalb ist eben heute Dein glücklichster Tag.“

Wir entnehmen diese Scherze dem 4. Heft (3. Jahrgang) des „Rebels“, des Magazins der Hunderttausend. Für 1 Mark in den Buchhandlungen zu haben.

## Aus aller Welt.

Wer war Woskow? Jener Mann, der in Warschau durch Mörderhand fiel, kam aus dem Dunkel, um jetzt wieder vom Dunkel verschlungen zu werden. Er nannte sich Woskow, der Name war ein Pseudonym, seine Herkunft höchst zweifelhaft. Als ganz junger Mann nahm er in der Krim an einem Attentat auf den dortigen Polizeikommissar teil. Es gelang ihm, aus dem Gefängnis nach der Schweiz zu entfliehen, wo er sich Lenins Kreis angeschlossen. In Zetateinburg wurde er der Mörder der Zarenfamilie, doch schon er hier einen gewissen Jurjewski vor. Niemand aber hatte Woskow beauftragt, den Mord auszuführen zu lassen. Da er aber fürchtete, daß in jenen Tagen Koltjak mit seinen siegreichen Truppen in Zetateinburg einrücken und damit vielleicht die Zarenfamilie befreit würde, ließ er am 17. Juli 1918 den Zaren, seine Gemahlin und seine Kinder erschießen. Da aber die Leiche eines Zaren eine Reliquie

werden konnte, die gefährlicher war, als ein lebender schwacher Herrscher, ließ Woskow die Leichen der Ermordeten durch Wiktor Iwernichten. Die Moskauer Regierung bezog ihm den Gewaltstreich und schätzte ihn als Gesandten nach Polen. In einer seltsamen Schicksalsfügung wurde er gerade an dem Geburtstag der ermordeten Zarin von der Hand eines jungen Studenten getötet. Ein Mensch, der sich zum Werkzeug des Bösen machte und seinem Schicksal, daß der Pfeil auf ihn selber zurückprallte, schließlich doch nicht entging.

Homunkulus marischiert? Der berühmte britische Physiker Oliver Lodge, der bekannte Spiritist, hat in der englischen Gesellschaft für physische Forschung eine Rede gehalten, in der er erklärt, daß er an die Möglichkeit glaube, daß eines Tages im Laboratorium der Biologen ein lebendes Wesen, der Homunkulus, geschaffen werden könne. Was in der prähistorischen Zeit der Erde geschehen sei, als sich aus Materie oder glühendem Gas Leben entwickelte, könne wohl noch einmal sich ereignen, von Menschenhand veranlaßt. Wir bitten nur Faust, II. Teil, nachzulesen. „Und was sie nur organisieren kann, das lassen wir kristallisieren!“ Die sich überblühende Erde wird sich für die Masse Homunkulus bedanken!

Der Fluch der Vergessenheit. Von den zerstreuten Professoren waren früher alle Witzblätter voll, jetzt ist dieser Typ anscheinend als nicht mehr zugkräftig aufgegeben worden. Nun scheinen andere Menschenkategorien die Zerstreuung als ihr Privileg zu betrachten. Sollte da doch vor kurzem in einem spanischen Dorf ein Mann begraben werden. Als man auf dem Friedhof ankam und den Sarg in die Erde senken wollte, fiel es plötzlich den Trägern auf, daß der Sarg merkwürdig leicht war. Man sah nach: das ganze Leichengefüge war hinter einem leeren Sarge hergekauft. Helles Aufregung bemächtigte sich aller Beteiligten. Die tollsten Vorstellungen kreisten in ihren Hirnen. Die einfachste Lösung schien noch darin zu bestehen, daß man unterwegs die Leiche verloren hatte. Aber wie sollte das eigentlich möglich sein? Sicherlich halber beschloß man, den Weg zurückzugehen, um sich zu überzeugen. Man fand jedoch den Toten nicht. Bis ganz in sein Haus ging man, hinein in die Stube, — und wirklich, in seinem Bett lag der Tote, da, wo er gestorben war. Man hatte vergessen, ihn mitzunehmen!

## Allerlei Wissen.

Die moderne persische Frau. Die persische Frauenbewegung hat einen Feldzug unternommen gegen die althergebrachte Kleidung der Frauen, namentlich gegen den Schleier. Die Vorkämpferinnen tragen bereits europäische Hüte und bemühen sich, den Schah für die neue Mode zu gewinnen. Trotz der Proteste der Priester ist es heute der persischen Frau erlaubt, die Theater und Kinos zu besuchen.

Neue Verwendung von Hunden. Wenn heute die Pferde immer weniger zur Arbeit verwendet werden, so ist bezüglich der Hunde das gerade Gegenteil der Fall. Immer wieder werden sie für den einen oder anderen Zweck gebraucht. So versucht man zurzeit, die Hunde als Zugkondukteure oder Zugaufseher zu verwenden. Man will den Zugführern auf den großen internationalen D-Büßen Wolfshunde mitgeben. Diese sollen, wenn der Zug durch Fischen der Notbremse zum Halten gebracht worden ist, die Person, welche die Notbremse gezogen hat, stellen.

## Fröhliche Ecke.

Der gelungene deutsche Aufsatz. (Ein Posener Ereignis aus der Vorkriegszeit.) Ein Untersekundaner, der Sohn eines bekannten Posener Geistlichen, laut verzweifelt an der Feder, da er keine Einleitung zu einem Aufsatzthema über „Wilhelm Tell“ finden kann. Schließlich bittet er seinen Vater, ihm behilflich zu sein, und nach langem Widerstreben aus pädagogischen Gründen, diktiert er ihm eine fulminante Einleitung in die Feder. Der Aufsatz wird nach 14 Tagen zurückgegeben, und freudestrahlend hält der Schüler seinem Erzeuger das mit roter Tinte geschriebene Prädikat unter die Augen, das lautet: „Bis auf die „hübbsinige Einleitung“ verdient der Aufsatz das Prädikat Gut.“

Der höfliche Pfarrer. Als Dr. South, ein sehr höflicher Pfarrer, einst zu London in der Abtei predigte, schlofen der König Karl und einige seiner Höflinge ein. South bemerkte dies, unterbrach seine Predigt und rief Lord Landeshale dreimal bei seinem Namen. Der schlaftrunkene Lord erhob sich schließlich aus seinem Stuhl.

„Mylord!“ sagte Dr. South, „es tut mir sehr leid, Sie in Ihrer Ruhe zu stören, aber ich muß Sie bitten, nicht so laut zu schnarchen, sonst wecken Sie am Ende gar Seine Majestät!“

Abfuhr. Der Schriftsteller Beaumarchais war Sohn eines Uhrmachers. Um ihm seine Abstammung vorzuwerfen, hielt ihm eine Hofdame einmal ihre sehr schöne Taschenuhr hin und bat ihn, sie doch zu untersuchen und in Ordnung zu bringen, da sie nicht mehr gut gehe. Beaumarchais nahm die Uhr ruhig entgegen und ließ sie auf den marmornen Fußboden des Saales fallen. „Ach, welches Unglück“, rief er aus, „mein Vater hat recht gehabt. Wie oft hat er es mir gesagt, daß ich für sein Handwerk zu ungeschickt bin.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznan.